

Schlafwandeln in die Überwachung

Fleißpunkte für Mülltrennung? Die Zustimmung für Sozialkreditsysteme ist in Deutschland hoch, in Bayern soll es einen ersten Versuch geben. Moment mal

VON ANDRIAN KREYE

Gleich zu Beginn des Gesprächs nennt der Direktor des Zentrums für Risikokompetenz an der Universität Potsdam Gerd Gigerenzer, eine Zahl, die er in einer Studie herausgefunden und die ihn sehr überrascht hat. Zwanzig Prozent aller Deutschen würden die Einführung eines Sozialkreditsystems begrüßen. Zwanzig Prozent.

Sozialkreditsysteme kennt man aus China. Dort bekommt man in inzwischen 44 Städten Pluspunkte, wenn man seine alten Eltern besucht, in der Armenküche hilft oder den Kindern pädagogisch wertvolles Spielzeug kauft. Minuspunkte gibt es, wenn man abends zu lange Videospiele spielt, zu schnell mit dem Auto fährt oder im Internet nach Schlagworten wie Dalai Lama oder Tian'anmen-Platz sucht.

Je nach Punktzahl landet man entweder auf einer Redlist und bekommt Vergünstigungen und Privilegien. Oder auf einer Blacklist. Dann kann man nicht mehr so einfach reisen, die Kinder bekommen keinen Platz an einer der guten Schulen, und im Krankenhaus wird man nicht so schnell behandelt. Zehntausende würden wegen solcher Punktzahlen jetzt schon keine Tickets für Flugreisen oder Schnellzüge mehr bekommen, sagt Gigerenzer.

Wobei er die Fragen für die Umfrage in Deutschland bewusst ohne das Wort „China“ formuliert hatte, weil das Land jenseits einer roten Linie ist, bei der für die allermeisten hierzulande zu viele Grenzen der Demokratie, Freiheit und Menschenwürde überschritten sind. Die genaue Formulierung in der Umfrage war: „Neben Unternehmen kann auch der Staat Informationen zu einzelnen Personen sammeln. Ein Sozialkreditsystem ist ein auf verschiedene Online-Datenbanken zugreifendes Punkte-System, in das z. B. die Kreditwürdigkeit, das Strafregister und das soziale

So zementiert der Staat Werte wie Umweltschutz oder Harmonie

und politische Verhalten von Personen einfließen. Personen mit einem hohen Punktestand werden bevorzugt behandelt, ein niedriger Punktestand führt zu Sanktionen. Würden Sie sich wünschen, dass ein solches System in Deutschland eingeführt wird?“ In schlichte Worte übersetzt: Soll der Staat seine Bürger dauerüberwachen, um sie für ihr Verhalten zu belohnen oder zu bestrafen? „Wir haben extra das politische Verhalten mit hineingenommen“, sagt Gigerenzer. Das sollte bei den meisten eigentlich Alarm auslösen. „Die Stasi wäre überglücklich gewesen, wenn sie solche Mittel gehabt hätte, wie sie der Überwachungskapitalismus oder eben die Sozialkreditsysteme sind.“

Aber es fände nicht nur ein Fünftel der befragten Deutschen die Einführung eines Sozialkreditsystems gut. Nur 64 Prozent sind dagegen. Das heißt, dass es noch mal sehr viele Menschen gibt, denen das alles wurscht ist. Hochgerechnet. Befragt wurden 3200 Menschen. Die Zahlen stammen aus einem Risikoreport für Deutschland, den der Versicherungskonzern Ergo im September veröffentlichten wird. Der liefert immer eine gute Zustandsbeschreibung der Gegenwart, weil Versicherungen einen grandios kalten Blick auf die Wirklichkeit haben, mit dem sie die Risiken vom Haushaltsunfall bis zur Naturkatastrophe einschätzen, weil sie ja für die Folgen aufkommen müssen.

Es wird um Gesundheit gehen, um Alter, Sicherheit und Geld. Die Zahlen zum Sozialkreditsystem stehen im Kapitel „Digitalisierung“. Gerd Gigerenzer war bei diesen Berichten von Anfang an wissenschaftlicher Begleiter, er wertet die Umfragen aus. Er ist Psychologe, aber Statistik und Entscheidungsmechanismen haben ihn schon immer interessiert. Deswegen galt er als Frank Schirrmachers intellektueller Sparringspartner, als der in den Nullerjahren mit seinem FAZ-Feuilleton und dem Buch „Payback“ die digitale Debatte in Deutschland anschoß. Im vergangenen Herbst hat Gigerenzer selbst ein Buch veröffentlicht. „Klick. Wie wir in einer digitalen Welt die Kontrolle behalten und die richtigen Entscheidungen treffen.“

Schon im letzten Risikobericht sei eine der größten Sorgen der Deutschen in Bezug auf die digitale Welt die Überwachung gewesen, sagt der Autor. „Wir haben gefragt, was es ihnen wert wäre, wenn sie ihre Daten komplett privat halten könnten.“ 72 Prozent der Deutschen wären nicht einmal bereit, auch nur einen Cent dafür zu bezahlen, dass soziale Medien, Suchmaschinen, Shopping- und andere Seiten ihre Daten nicht mehr abgreifen. „Bei den unter Dreißigjährigen verschiebt sich das etwas“, sagt er. „Die verstehen eben, was da gerade passiert.“ Deswegen würden sie auch eher dafür bezahlen, dass niemand ihre Daten speichert, sieht, verkauft, benutzt. Kein Staat, keine Behörde, kein Konzern. Vor dem Überwachungskapitalismus wurde natürlich auch in Deutschland schon häufig gewarnt. Facebook, Google, Twitter, alles Datenkrazen, die jede Klei-

nigkeit speichern und verkaufen. Datenbroker wie Acxiom, die allein in Deutschland zum Beispiel 50 Millionen Nutzer in rund dreitausend Datenpunkte zerlegen, die sie verkaufen. Aber dieser Überwachungskapitalismus ist ja nur die Rampe für so etwas wie ein Sozialkreditsystem.

Im Herbst hat Gerd Gigerenzer auch schon davor gewarnt, dass Länder wie Thailand und Venezuela das chinesische System bereits gekauft hätten. Er stellte wichtige Fragen: „Wer sagt, dass Länder in Europa, die autokratische Tendenzen haben, die Software und Hardware nicht auch kaufen? Und was ist, wenn mit dieser Technologie auch Werte gefördert werden, die die unseren sind? Wenn sich eben Umweltschutzmaßnahmen sehr viel schneller und effektiver umsetzen lassen? Was ist, wenn rings um uns plötzlich alles sehr viel besser und schneller funktioniert als in unserer langsamen Demokratie?“

Die ersten Orte mit Punktesystem sind dann Bologna, Wien und Bayern

In der digitalen Welt ist das Dreivierteljahr, das seit diesem Gespräch vergangen ist, eine lange Zeit. Inzwischen sind es schon sehr viel mehr Länder, die Chinas System gekauft oder bestellt haben. Noch seien sie vor allem in Asien und Lateinamerika. Vietnam, Myanmar und Tansania seien dazugekommen. Vor allem in Afrika interessierten sich einige Länder dafür. Auch in Europa gibt es die ersten Orte, die nun solche Systeme einführen. Die haben zwar nicht das chinesische System gekauft, aber es sind auch nicht die üblichen Verdächtigen mit den autokratischen Tendenzen, sondern Bologna, Wien und Bayern. Dort haben die Sozialkreditsysteme etwas freundlichere Namen. In Bologna wird sich das „Smart Citizen Wallet“ nennen und umweltfreundliches Verhalten wie Mülltrennung und Busfahren belohnen. In Wien soll das „Kultur-Token“ heißen und mit Bewegungssensoren messen, ob sich jemand mit dem Fahrrad, den Öffentlichen oder dem Auto bewegt. In Bayern ist ein „Öko-Token“ geplant. Da bekommt man für umweltfreundliches Verhalten Belohnungen wie freien Eintritt ins Museum.

Nun gibt es einige Unterschiede zu den Sozialkreditsystemen in China. In Europa wäre die Teilnahme freiwillig, in China ist es Zwang. Das Verhalten der Einzelnen würde auch nicht in einem solchen Umfang wie in China erhoben, wo Überwachungskameras, Handy-Apps, Kontodaten, Kaufverhalten, polizeiliche Führungszeugnisse, Weg- und Aufenthaltsdaten in das Punktesystem einfließen. Doch das Prinzip ist das gleiche. Mithilfe digitaler Technologien manipuliert der Staat das Verhalten seiner Bürger.

Grundlage des Systems sind in beiden Ländern moralische und ethische Werte. In China sind das Harmonie im Kollektiv, soziale Freundlichkeit und Familienhierarchien. In Europa ist es zunächst mal das Umweltbewusstsein. Nun ist die Akzeptanz in China deutlich höher als in Europa. Aber die demografischen Unterschiede sind marginal. In China sind es eher die Gebildeten, die das System gut finden, in Deutschland eher die Ungebildeten. In beiden Ländern sind es Menschen mit hohem Einkommen und Bewohner von Großstädten, die dafür sind. Und dann gibt es noch eine Berufsgruppe, die glaubt, sie würde von Sozialkreditsystemen profitieren: 37 Prozent der Beamten wünschen sich sowas. „Wir schlafwandeln in eine Überwachungsgesellschaft“, sagt Gigerenzer.

Bei einer Fehlerquote von einem Promille sind am Tag 12 000 Überprüfungen falsch

Als der damalige Innenminister Thomas de Maizière 2017 ein Pilotprojekt für die Gesichtserkennung an Bahnhöfen zur Terrorbekämpfung startete, war die Debatte noch heftig. Sein Nachfolger Horst Seehofer hätte das auch gerne gehabt und sagte damals, die Trefferquote sei mit 80 Prozent sehr hoch, die Fehlerquote mit einem Promille sehr niedrig. Gigerenzer sagt: „Die politische Klasse muss wirklich lernen, statistisch zu denken.“ Jeden Tag seien zwölf Millionen Menschen an deutschen Bahnhöfen. Das mache dann bei einer Fehlerquote von einem Promille rund zwölftausend falsche Überprüfungen. Solche Denkfehler schleichen sich überall ein, wo man die Arbeit des Staates den digitalen Technologien überlassen will.

Weiß die Öffentlichkeit nicht, dass es längst unzählige Überwachungsmechanismen gibt und solche Sozialkreditsysteme eine Erfindung der chinesischen Parteidiktatur sind? Gigerenzer sagt, die meisten wüssten nicht einmal, in welchem Umfang sie jetzt schon überwacht würden. In der Betriebsanleitung eines Smart TV von Samsung finde sich der Hinweis, man solle vor dem Gerät keine privaten Gespräche führen. Die würden erfasst, nach Reizworten durchsucht und dann für Werbung verwendet. Der Schritt vom guten Konsumenten zum guten Bürger ist da nicht weit.



Ohne Rausch und ohne Wahnsinn: die Neuinszenierung von „Tristan und Isolde“; hier die Titelhelden Stephen Gould und Catherine Foster.

FOTO: ENRICH NAWRATH, BAYREUTHER FESTSPIELE

Überschattet

Die Bayreuther Festspiele eröffnen mit einem neuen „Tristan“. Zugleich ermittelt dort die Staatsanwaltschaft wegen sexueller Übergriffe

Bayreuth im Sommer ist stets voller Merkwürdigkeiten. Die ersten sind schon dem Publikum bekannt, wenn man zum Grünen Hügel hinaufläuft. Eine Gruppe versprengter Umweltaktivisten begrüßt einen, daneben lassen weitere, wohl rechte Demonstranten den „Walküren“-Ritt dröhnen und schwenken bizarre Fahnen: rot, darin ein weißer Fleck, in diesem schwarz ein Euro-Zeichen. Auf einem Plakat steht „Heil Merkel!“, weil weniger Lohn und mehr Flüchtlinge. Man fragt sich, ob es Bayreuth braucht, damit solche Leute sich auf die Straße trauen. Später sieht man im Festspielhaus die Rentnerin Angela Merkel im Gespräch mit dem Rentner Edmund Stoiber; überhaupt ist die zentrale Loge ein dicht besetztes Politik-Nest, Kulturstaatsministerin Claudia Roth ist auch da, erstaunlich, dass sie alle diese Strapazen auf sich nehmen, denn klimatisch ist diese Eröffnungspremiere eine krasse Herausforderung.

Nicht nur deswegen fällt es zunächst schwer, sich auf die Neuinszenierung von Wagners „Tristan und Isolde“ zu konzentrieren. Jede Ausgabe der Festspiele hat in der Regel einen Skandal, vor allem dann, wenn die Premiere dazu nicht taugt. Und das Potenzial eines Aufregers hat die Inszenierung von Roland Schwab nun wahrlich nicht. Auch der Ring-Tausch in der musikalischen Leitung gibt in der Hinsicht nicht viel her, daran trägt Corona Schuld: Pietari Inkinen wurde krank, deshalb übernimmt Cornelius Meister von ihm die Neuproduktion des „Rings“, weshalb Meister nicht wie vorgesehen den „Tristan“ dirigieren kann. Das macht nun Markus Poschner, der damit sein Bayreuth-Debüt unter schwierigen Bedingungen gibt, er hatte vor der Premiere gerade mal zwei Durchläufe mit voller Besetzung. Der einzige Punkt, über den man sich hierbei wundern kann: Wieso dirigiert nicht Christian Thielemann den „Tristan“? Er hatte ihn vor Jahren hier einstudiert. Allerdings war Thielemann selbst Thema bei der Pressekonferenz der Festspiele am Wochenende. Der habe sich, so berichtete es Georg von Waldenfels, der Vorsitzende des Verwaltungsrates der Fest-

spiele, im persönlichen Gespräch irritiert darüber geäußert, dass es im Festspielorchester „so viele neue Gesichter“ gäbe. Konkret soll sich seine Irritation auf die Besetzung des Kontrabasses bezogen haben. Doch Waldenfels wie auch Katharina Wagner hätten ihm aufgetragen, hier keine Umbesetzung vorzunehmen. Die betreffende Kontrabassistin werde nicht ersetzt, weil

Katharina Wagner würde dem „Schrei nach Aufklärung“ gern Folge leisten. Aber wie?

sie eine gute Musikerin sei. Vorwürfe der örtlichen Presse, Thielemann habe sich autoritär und frauenfeindlich geäußert, seien, so Waldenfels, nach bisherigen Erkenntnissen unwahr. Ein Mitglied des Orchesters sagt am Tag der „Tristan“-Premiere dazu: Ein Dirigent, der nicht auch mal laut werde, erreiche nichts bei den Proben. Dies ist alles kein Skandal, der lauert woanders.

Vor einigen Tagen berichtete der Nordbayerische Kurier, Frauen seien im Fest-



Festspielleiterin Katharina Wagner will aufklären, sagt sie.

FOTO: NICOLAS ARMER

spielhaus „begrapscht“ worden. Der Kurier gibt in der Regel vor, alles zu wissen, was bei den Bayreuther Festspielen passiert – allzu viel Konkretes ist das diesmal nicht, aber die Gerüchte dominieren das Gespräch. Lange bevor der erste Ton vom „Tristan“ erklingt, schwirren die Theorien, man hört auch aus nicht unmaßgeblichen politischen Kreisen etwas dazu, nichts ist zitierfähig. Also konkreter: Ein Musiker erzählt, man habe von dem Fall aus der Zeitung erfahren, im Orchester wusste niemand etwas, auch eine Nachfrage bei Solistinnen blieb erfolglos. Allerdings: Wegen der Corona-Maßnahmen sei das Orchester auf dem Hügel recht isoliert, habe beispielsweise keinen Kontakt zum Chor.

Inzwischen ermittelt sogar die Staatsanwaltschaft am Grünen Hügel, aber auch sie äußert sich wenig konkret. Ein Verfahren sei eingeleitet worden, sagte der stellvertretende Sprecher der Bayreuther Anklagebehörde, Eik Launert, am vergangenen Freitag. Gegen unbekannt bislang. Es gehe um den Tatvorwurf der „sexuellen Belästigung“. Was darauf hindeutet, dass die Staatsanwaltschaft nicht auf Hinweise vom Hügel warte – sondern es nun selbst wissen will. Die Sache liegt nun bei der Kriminalpolizei Bayreuth.

Zumindest in manchem Auskunft geben könnte vielleicht Festspielleiterin Katharina Wagner. Dass sie, wie sie auch in der SZ berichtete, selbst Opfer von Übergriffen geworden ist, sei ihr allerdings keine Aufregung wert. Man müsse aufpassen, dass daraus kein „Elefant“ werde, sagt sie im Telefonat. Weiter will sie sich dazu nicht äußern. Wer sie kennt, weiß, dass Wagner sich zu wehren weiß. Die Vorwürfe der anderen beiden, noch anonymen Frauen will Wagner sehr ernst nehmen, allerdings ist sie da ein bisschen ratlos. Sie wisse nicht, wer die Opfer seien, nicht, wer der Täter. Sie würde dem „Schrei nach Aufklärung“ gern Folge leisten, doch sie wisse nicht, wie. Auch ihr interner Aufruf, selbst anonyme Hinweise seien willkommen, führte zu nichts. Nun will Wagner eine Arbeitsgruppe einsetzen, die sich Gedanken zur Prävention machen soll, damit „Me-

Too“-Fälle nicht mehr stattfinden. Die Überlegungen gehen offenbar so weit, dies künftig auch in die Verträge aufzunehmen.

Nachdem dies nun so weit geklärt ist, wie man es im Moment klären kann: zur Kunst. Beginnend mit Markus Poschners Dirigat kann man der ein sehr ordentliches Niveau konstatieren. Natürlich hatte Poschner nicht die Zeit, eine eigene Interpretation hier einzustudieren. Also macht er einfach den Kapellmeister, dirigiert mit gutem Zug, zumindest die ersten beiden Aufzüge lang, hat das Orchester gut im Griff, alles ist sehr rund und klangschön. Was fehlt, sind Rausch, Wahnsinn, Liebesrasen. Doch das fehlt in Roland Schwabs Inszenierung ebenso.

Schwab, ein durchaus erfindungsreicher Regisseur, der an sich fein aus der Musik herausdenken kann, erhielt die Anfrage zum „Tristan“ im Dezember, vier Wochen später stand sein Konzept. Der Grund für die Eile und überhaupt die Idee, neben dem neuen „Ring“ zusätzlich eine weitere Neuproduktion zu machen: „Tristan“ ist ziemlich Corona-resistent. Nur im ersten Aufzug grölt ein paar Mal ein Männerchor, den könnte man im Infektionsfall einspielen – tatsächlich bleiben die Choristen auf der Szene unsichtbar. Der „Tristan“ ist somit auch ein Back-up, falls „Lohengrin“ oder der „Holländer“ in diesem Jahr pandemiebedingt ausfallen sollten – beide Opern sind ohne massiven Choreinsatz nicht möglich. Beim „Tristan“ dürfen nur die Solisten nicht krank werden, schon gar nicht Stephen Gould, denn der singt in diesem Jahr auch den Tannhäuser und den Siegfried in der „Götterdämmerung“. Der Bayerische Rundfunk nannte ihn deshalb den „Iron Man“ von Bayreuth, was insofern richtig ist, als dass er die Tristan-Partie mühelos durchsteht, im dritten Aufzug, wo vielen Tenören ob der Anforderungen oft die Luft ausgeht, erst so richtig aufdreht. Zwar nicht unbedingt verführerisch schön, aber eisern, kraftvoll.

Der große Liebesrausch im zweiten Aufzug wirkt dann wie Yoga in der Reha

Roland Schwab will Schönheit, Weltflucht und sagt im Interview im Programmheft, man bewege sich im „Tristan“ in einen „uninszenierbaren Bereich hinein“, der nur noch Klang sei. Auch wenn man Äußerungen von Regisseuren über das eigene Tun stets mit Vorsicht genießen sollte, so kann man seiner Inszenierung attestieren: Ja, das ist gelungen – also das Nicht-Inszenieren. Zumindest, was die Personenregie betrifft. Piero Vinciguerra hat eine tolle, elliptische Scheibe auf die Bühne gebaut, die vieles kann, aber meist dasselbe macht, den Sternhimmel spiegeln oder auch einen Hurrikan sausen lassen (Video: Luis August Krauen). Anfangs wirkt sie wie ein Pool, der sich rot färbt, sobald das Wort „Tod“ das erste Mal fällt. Diese Scheibe ist die Welt der Liebenden, darf von anderen nur betreten werden, wenn sie gerade nicht glimmt. Auf ihr treffen sich Gould und Catherine Foster wie entfernte Planeten eines unbestimmten Systems, verhalten sich zueinander den allerstrengsten Corona-Auflagen entsprechend, der große Liebesrausch im zweiten Aufzug, zu dem sie weiß gewandelt durch einen Lichttunnel hinschreiten, wirkt wie Yoga in der Reha, für schwer bewegungsunfähige Fälle.

Der Rest der Bühne könnte auch das Zuhause eines James-Bond-Schurken sein. Alles futuristisch rund, oben ein Loch im Deckel, elliptisch wie der Bildersee unten, im dritten Aufzug wachsen Trauerweiden herab. Am Rand da oben passiert ein bisschen was, dort raufen am Ende der überzeugend fiese Melot von Olafur Sigurdarson und der getreue, feine Kurwenal in Gestalt von Markus Eiche. Sonst passiert nichts, die Bilder sind oft schön, aber sie stehen still. Ein Rätsel gibt Schwab noch auf: Links vorne befindet sich ein neonrot leuchtender Schriftzug in seltsamen Zeichen, es ist Sanskrit.

Das Publikum rast; nach jedem Aufzug, am Ende erst recht

Trotz des mehrstündigen, annähernd unendlichen Stillsands könnte hier ein musikalisches Drama entstehen. Doch dafür müsste das, was gesungen wird, plausibel werden. Vielleicht liegt es ein wenig an der Akustik des Bühnenbilds, vielleicht an der Hektik beim Einstudieren, auf jeden Fall versteht man kein Wort. Nicht einmal gestisch. Der erste Aufzug ist absurd. Foster ist klanglich außer Rand und Band, unwerfend in der Lautstärke, Ekaterina Gubanova steht ihr als Brangäne an dramatischer Wucht kaum nach, aber man kann nur ahnen, was die beiden verhandeln. Unabdingbar gewaltig ist es, aber als Theater vollkommen überwitzig (in Bayreuth gibt es keine Übertitel, wer hierherkommt, kennt des Meisters Worte auswendig). Man versteht also nichts. Nichts vom Liebesduett, nichts vom Wahn, der ja auch nicht gespielt wird. Foster gelingt zudem das Kunststück, aus ihrer Stimme alles Lyrische zu verbannen, den „Liebestod“ mehrheitlich zu tief zu singen und somit jegliche Rührung gar nicht erst aufkommen zu lassen. Dass man selbst den an sich so akkurat präzisen Georg Zeppenfeld als König Marke nicht einmal richtig gut versteht, macht das Rätsel komplett.

Nichtsdestotrotz rast das Publikum. Nach jedem Aufzug, am Ende erst recht. Blendet man die das Operngeschehen begleitenden Skandale aus, wird man an diesem Abend ja auch durch nichts belastet. Und Bayreuth hat nun für die nächsten Jahre einen „Tristan“, dem all das abgeht, was für die Festspiele eigentlich notwendig ist: eine klare künstlerische Setzung.

EGBERT THOLL